

KONFERENZ »OSTDEUTSCHLAND UND DIE POLITIKWISSENSCHAFT. EINE BILANZ 20 JAHRE NACH DER (WIEDER-)VEREINIGUNG«

Gelegentlich entkommt man dem Fluch eigener Taten nicht – das werden Sie als Politikwissenschaftlerinnen und Politikwissenschaftler nicht nur wissen, sondern auch klug zu analysieren verstehen. Ich selbst bin nur armer Kirchenhistoriker, beschäftige mich mit der grauen Vorzeit der Antike und habe daher nie geahnt, welche Folgen es hat, wenn man gern Grußworte hält und deren etliche zusagt. Die Folgen sind, um ehrlich zu sein, desaströs: Ich halte in den letzten vier Wochen meiner Amtszeit geschätzte zehn Grußworte pro Woche und das bereits seit Wochen, Sommer ist Kongreßzeit. Sicher verstehen Sie, daß mir langsam die Themen ausgehen und ich deswegen beschlossen habe, Sie mit einem Thema zu behelligen, das ich schlicht meinem gestrigen Tagesprogramm auf einem anderen Kongreß, dem achtundvierzigsten deutschen Historikertag, entnommen habe – Sie werden freilich hoffentlich bemerken, daß ich nicht irgendeine Veranstaltung der größten geisteswissenschaftlichen Tagung unseres Landes ausgewählt habe, sondern eine, die zu Ihrer Veranstaltung in gewisser Weise bestens paßt und es mir erspart, unter der Überschrift »Bilanz nach zwanzig Jahren (Wieder-)Vereinigung« den Weg der Humboldt-Universität der letzten zwanzig Jahre als – wie ich finde – im Kern gelungenes, ja beispielgebendes Modell von Vereinigung vorzustellen und dies im Detail nachzuweisen. Denn wenn ich eine solche, insgesamt positive Bilanz vortragen wollte, dann müßte ich auf der anderen Seite auch noch auf eine Bemerkung von Marianne Birthler eingehen, die anläßlich einer jüngst viel beachteten Kontroverse um eine DDR-Biographie auf Probleme des Umgangs meiner Universität mit ihrer Vergangenheit aufmerksam gemacht hat und beispielsweise darauf hingewiesen hat, daß in der ganzen Universität nirgendwo öffentlich der vor 1989 relegierten Studierenden gedacht wird. Damit hat sie, wie mir scheint, genau ins Schwarze getroffen und durchaus mehr in den Blick gerückt als nur eine fehlende Gedenktafel.

Weil dieses schwierige Thema aber nicht für ein Grußwort taugt und an anderer Stelle noch einmal aufgegriffen werden muß, möchte ich lieber auf die Jahre vor 1989 Bezug nehmen und auf eine Monographie eingehen, die wir zum Historikertag vorgestellt haben – wir meint in diesem Falle: Der Autor, der Potsdamer Promovend Tobias Schulz, sein Zweitgutachter, der Potsdamer und

Berliner Zeithistoriker Martin Sabrow und ich, gestern im Rahmen einer Buchpräsentation. Tobias Schulz hat unter dem Titel »‘Sozialistische Wissenschaft’. Die Berliner Humboldt-Universität (1960-1975)« die Folgen der sogenannten dritten Hochschulreform der DDR für unsere Alma Mater beschrieben, einer durchgreifenden Veränderung, die in den Jahren 1968 bis 1971 stattfand. Ich habe sofort zugesagt, diese Dissertation vorzustellen, da mir schon als junger Professor in Jena anfangs der neunziger Jahre die Bedeutung dieser Hochschulreform und ihr spezifischer Charakter für die ostdeutschen Universitäten zu Bewußtsein gekommen war – übrigens an einem lächerlichen Detail. Man trug in Jena seit 1989 wieder fast mit Inbrunst die Talare und hatte sofort nach der Wende die Fakultäten wieder hergestellt, was einen in West-Berlin aufgewachsenen Sohn eines Professors an der Freien Universität nicht wenig verwunderte; ich füge das kleine Detail an, daß meine ersten bewußten Erinnerungen an die Arbeit meines Vaters eben aus den späten sechziger und frühen siebziger Jahren datieren. Meine Eltern amüsierten sich auch nicht wenig, als sie mich erstmals im lila Talar der Jenaer Theologen sahen, das Barrett mehr oder weniger zerknüllt auf dem Haupte. Warum waren in Jena die Talare so wichtig? Antwort: Weil sie insbesondere den Kollegen aus der alten DDR als eines der Symbole einer freien Universität galten, die in der dritten Hochschulreform durch eine moderne, sozialistische Universität abgelöst werden sollte. Wer wie ich aus dem Westen kam, verwunderte sich freilich darüber, daß auch im Osten im Namen der Modernisierung Fakultätsstrukturen zerschlagen und Talare abgeschafft wurden – unter den Akten des Rektorates der Humboldt-Universität aus diesen Jahren im Archiv findet sich ein Strukturplan der Ruhr-Universität Bochum, der zeigt, daß man die Entwicklungen jenseits des eisernen Vorhangs aufmerksam beobachtete. Ich bin nun weder Zeithistoriker noch gar Politikwissenschaftler – und habe deswegen meine mehr laienhaften Beobachtungen zur ostdeutschen dritten Hochschulreform und den überraschenden Parallelen zu den westdeutschen Entwicklungen der Jahre 1968ff. gelegentlich geäußert, aber nie seriös weiterverfolgt. Umso aufmerksamer habe ich die nun schon mehrfach erwähnte Dissertation von Herrn Schulz, die in diesem Jahr im Verlag Böhlau erschienen ist, gelesen, denn sie bestätigt meine

laienhaften Eindrücke und korrigiert sie zugleich auch. In der Tat ging es bei der ostdeutschen Hochschulreform wie bei westdeutschen Bildungsreformen um eine Modernisierung angesichts der Differenzierung und Vermehrung der Wissensbestände, um Prozeßoptimierung und Abschaffung der klassischen Ordinarienuniversität, in der Tat sah man in der Strukturveränderung der klassischen Fakultätsstrukturen ebenso wie im Westen das Heil begründet, ohne überhaupt ausführlich zu begründen, was Fachbereiche und Sektionen angeblich so ungeheuer viel besser machte. Und von den Talaren hatte ich schon gesprochen – sie fehlen lustigerweise in der Dissertation, die Struktur- und Institutionengeschichte schreibt, obwohl auch hier der in der Wende auf den Schild gehobene Rektor Fink nichts Besseres zu tun hatte, als zu seiner Inauguration den alten Rektoratstalar wieder aus dem Schrank zu holen, genauer: aus dem Atombunker der Universitätsleitung, in dem seit der dritten Hochschulreform unsere Talare aus den frühen fünfziger Jahren eingelagert sind. Vielleicht glaubte Fink, der alte Rektoratstalar könne ihm ersetzen, was ihm an moralischer Legitimation für sein Amt nach allem, was die Akten jetzt entbergen, fehlte. Natürlich will ich auch die Unterschiede zwischen beiden Versuchen einer Universitätsreform nicht klein reden: Im Osten kam es zu einer merkwürdigen Spannung zwischen der stets gleichbleibenden Ideologie des Marxismus-Leninismus und der davon weitgehend abgelösten Modernisierungsrhetorik der dritten Hochschulreform – in den Gremien der Humboldt-Universität wurde die Frage, was beides miteinander zu tun habe, beispielsweise indirekt diskutiert, als eine neue Studienordnung der Chemie im Zuge der Hochschulreform dergestalt kritisch kommentiert wurde, daß die Vermittlung eines klassenkämpferischen Standpunktes darin keinerlei Rolle spiele, zu viel Chemie, kaum Marx. Und ärgerlich notierte man, daß für die Weiterbildung auf dem nämlichen, gern »ML« abgekürzten Gebiet nur unter zehn Prozent der Dozenten in den naturwissenschaftlichen Fächern die angebotenen Kurse besuchten. Dieser Hiat ist charakteristisch für die dritte Hochschulreform der DDR, aber natürlich nicht für die Hochschulreformen der sechziger und siebziger Jahre – oder etwa doch? Ich versage mir die provokante Frage, ob nicht auch im Westen Ideologien im Spiel waren – nicht nur die östliche oder präziser Varianten

der östlichen, sondern, wenn man Ulrich Raulff folgt, auch die ziemlich verquaste Ideologie der um den berühmten Bildungsbecker, den Sohn des preußischen Kultusministers und ersten Direktors am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung versammelten, George-Jünger. Das müßte noch einmal untersucht werden; Gemeinsamkeiten und Unterschiede beim Neben- und Ineinander von Bildungsreform und Ideologie sollten präziser beschrieben werden.

Warum erwähne ich all' dies an diesem Abend im Rahmen Ihrer Tagung, die eine Bilanz der (Wieder-)Vereinigung nach zwanzig Jahren geben will? Nun, die Antwort ist vergleichsweise einfach. Weil ich nach Gründen suche, warum an der Humboldt-Universität im Rahmen der Wende 1989 zunächst einmal praktisch nichts passierte, warum die Studierenden und Professoren weitgehend nur wie paralysiert beobachteten, was auf dem Ring der »Heldensstadt Leipzig« und anderswo geschah und Renitenz erst sichtbar wurde, als der herausragende Wissenschaftssenator Manfred Ehrhardt den Rektor Fink wegen seiner Tätigkeit für das Ministerium für Staatssicherheit aus dem Amt entfernen wollte: Renitenz an der Humboldt-Universität erschöpfte sich, wenn ich es einmal sehr polemisch formulieren darf, bei sehr vielen Angehörigen meiner Universität in dem Skandieren des Satzes: »Unseren Heiner nimmt uns keiner«. Ich frage vor diesem gelehrten Auditorium: Warum war das so? Und denke, daß die Arbeit von Tobias Schulz (der Autor sieht es, ausweislich unserer gestrigen Diskussion, übrigens genauso) eine Antwort geben könnte: Schon die dritte Hochschulreform haben die Professoren und Studierenden dieser Universität ähnlich willenlos über sich ergehen lassen wie im wiedervereinigten Deutschland die Professoren und zunächst auch die Studierenden die Bologna-Reform. Sie haben sich hin- und herschieben lassen wie Schachfiguren auf einem Brett. Und eine Entmachtung der akademischen Gremien hingenommen, eine Stärkung der Kreisparteileitung, der Lenkung der Universität und der Karriereplanung jedes einzelnen Wissenschaftlers durch das Hochschulministerium, eine massive Steigerung des Einflusses der Sektion Marxismus-Leninismus und so weiter und so fort. Die dritte Hochschulreform hat die in Resten durchaus noch bewahrte Autonomie der Wissenschaft und der universitären Körperschaft entschlossen im Namen der Modernisierung beseitigt und die

Universität in den Dämmer Schlaf versetzt, aus dem sie 1989 offenkundig in sehr weiten Teilen nicht aufzuwachen in der Lage war.

Nun müßte man viel ergänzen, wenn dies ein halbwegs abgewogener Vortrag sein sollte und kein leicht provokatives Grußwort – ergänzen müßte man, was es eben doch an Renitenz und sogar an Widerstand gab in diesen heiligen Hallen, ergänzen müßte man aber auch, daß die Zerstörung der Autonomie der Wissenschaft, die dämmerige Reaktion der Professoren und die vollständige Neugliederung von Universitäten im Rahmen der Modernisierung 1989 kein Ende gefunden haben – da könnte man sehr zynisch über manche gegenwärtige Universitätsreform rasonieren. Schon im Rahmen der dritten Hochschulreform wurde hier eine Art von Bologna-Studium, jedenfalls eine angeblich am kaum bekannten angelsächsischen Vorbild orientierte Zweiteilung des Studiums eingeführt – manchmal lohnt es sich eben doch die Geschichte zu kennen, dann kann man die Wiederholung der Verhältnisse im besten Fall vermeiden oder wenigstens die Wiederaufführung ein- und desselben Stücks ein wenig variabler gestalten.

Was wollte ich Ihnen, verehrte Kolleginnen und Kollegen, zum Gruße und zum Willkommen sagen? Ich wollte sagen, daß mindestens für diese jublierende Universität »eine Bilanz 20 Jahre nach der (Wieder-)Vereinigung« noch viel mehr Forschung über die zwanzig Jahre vor der Vereinigung voraussetzt. Gerade gegen Ende dieses Jubiläumsjahres wird mir das immer deutlicher: Was Tobias Schulz geschrieben hat und was demnächst in der quasi offiziellen neuen großen Universitätsgeschichte veröffentlicht werden wird, sind häufig erste Durchschläge durch das Material der Archive; wir haben für diese Zeit, so sagte Herr Schulz, noch nicht einmal richtige Findbücher im Universitätsarchiv. *Vivant sequentes* hieß das an der alten Universität, die im Osten wie im Westen nach 1945 zerschlagen wurde, teils aus guten, teils aus schlechten Gründen, und der lateinische Satz bleibt wahr, selbst wenn ihn keiner mehr übersetzen könnte: Wir, Sie, meine Damen und Herren, ziehen eine erste Bilanz. Weitere müssen folgen, wenn wir präziser wissen werden, was wir da eigentlich bilanzieren.